



Von Jürgen Berger

Tragische Familiengeschichte im Nahen Osten

Joshua Sobols Roman „Der große Wind der Zeit“ und wie in Stuttgart hautnahes Theater daraus wird

STUTTGART - Vor sieben Jahren legte der bedeutendste israelische Dramatiker der Gegenwart ein episches Erzählwerk vor, in dem er anhand einer Familiengeschichte umkreist, wie es so weit kommen konnte, dass israelische Juden und palästinensische Araber in einem kleinen Land am östlichen Mittelmeer unheilvoll verkeilt miteinander leben. Im Zentrum steht eine junge Verhörspécialistin der israelischen Armee. Libby ist gut in ihrem Job, lässt aber plötzlich alles hinter sich und will, nachdem sie die Tagebücher ihrer Urgroßmutter Eva gefunden hat, nur noch verstehen, wie aus Israel werden konnte, was es heute ist.

Es geht tief hinein in die Geschichte des Zionismus vor und nach dem Zweiten Weltkrieg, aber auch hinein in eine Geschichte, die nicht nur durch den Holocaust, sondern auch durch die Vertreibung palästinensischer Menschen aus ihrem angestammten Land vorangetrieben wurde. Die Bühnenbearbeitung des Romans wurde jetzt von Stephan Kimmig am Stuttgarter Schauspiel uraufgeführt. Der 7. Oktober 2023, an dem die radikalislamische Hamas in beispielloser Brutalität israelische Bürger entführte und ermordete und in dessen Folge die aktuelle israelische Regierung einen Vernichtungsfeldzug gegen die Hamas startet, ist in der Uraufführung immer präsent, obwohl der aktuelle Gaza-Krieg in „Der große Wind der Zeit“ noch keine Rolle spielen konnte.

Ausgangspunkt von Sobols Roman und der Bühnenbearbeitung ist eine Szene, in der Libby einen Palästinenser mit britischem Pass verhört. Adib ist Historiker und kommt im Verlauf des Verhörs auf

eine Situation aus seiner Kindheit zu sprechen, die auf den Punkt bringt, warum die Israelis in Palästina und die Palästinenser in Israel in einer derart unheilvollen Verstrickung von Krieg, Terror, Liebe, Hass, Flucht und Vertreibung leben, dass Mord und Totschlag vorprogrammiert zu sein scheinen. Als kleiner Junge habe er zusehen müssen, wie ein israelischer Soldat ein 12-jähriges Mädchen mit einem Kopfschuss tötete. In diesem Moment, so Adib, „habe ich zwei Völker gesehen, die zu irrsinnigen, grausamen, niederträchtigen Bestien geworden sind“.

Felix Strobel spielt den inzwischen erwachsenen Adib wie ein nervöses Menschenbündel. Da steht ein junger Mann, der als Historiker Distanz zur palästinensisch-israelischen Geschichte halten möchte, dessen Körper aber eine ganz andere Sprache spricht. Ihm gegenüber steht eine junge Israelin, die alles andere ist als eine knallharte Agentin des jüdischen Staates. Camille Dombrowsky

macht aus ihr eine beeindruckende junge Frau, die nicht anders kann, als ihre Herkunft zu erforschen. Vielleicht, so lautet eine der Fragen in Sobols Roman, ist Libbys Familie ja ein genau so unbewohnbares Gebäude wie dieses ungeheure Betongebäude auf der Stuttgarter Bühne, das sich in mehreren Ebenen aufbaut und um die eigene Achse dreht, als entwickle ein monströser Panzer ein tödliches Eigenleben. Und das, obwohl das Kriegsgerät doch lieber ein bewohnbares Haus wäre (Bühne: Katja Haß).

Sobols Kunstgriff, die Geschichte der Eva in Libbys aktuelle Familiengeschichte einzubetten, indem er die Urgroßmutter per Tagebuch mit der Urenkelin sprechen lässt, hat zur Folge, dass Dombrowsky eine sich vorwärts tastende junge Frau spielt, die die Biografie der Vorfahrin und die Geschichte des Staates Israel wie ein sonnambules Medium durchlebt. Die Eva der Paula Skorupa ist dagegen ein kraftvoll zupackendes

Szene aus „Der große Wind der Zeit“ am Theater in Stuttgart mit Paula Skorupa (Eva, li.) und Camille Dombrowsky (Libby mit Evas Tagebuch, re.)

des Energiebündel. Eine wie sie ist voll mit dabei, wenn die frühe israelische Kibbutz-Bewegung mit ihrem „Make love and state, not war and hate“ auf der Bühne so lustvoll abhebt, als sei das ein Prolog der Hippiebewegung aus den 1960er-Jahren.

Einige Jahrzehnte früher, zu Beginn der 1930er-Jahre, wollte die Urmutter der Familie aber wesentlich mehr als Gruppenliebe und gemeinschaftliche Arbeit am Staat. Also reiste sie in den wilden Jahren der Weimarer Republik nach Berlin, machte Karriere als Ausdruckschülerin und erlebte den Judentumhass der Nazis derart hautnah, dass sie nach Israel zurückkehrte und als Hagana-Scharfschützin den von Ben Gurion ausgerufenen Staat Israel verteidigte. Auch in diesen Passagen spielt Skorupa eine selbstbestimmte Frau, die einfach tut, was andere nie wagen würden: sich spielerisch vehement und intellektuell scharfzüngig ins Leben stürzen.

Immer sind da aber auch eine von ihrer Familiengeschichte verunsicherte Libby und ein nervöser Adib, die sich näherkommen wollen, während Sobols herausfordernde Mehrgenerationen-tragödie von Stephan Kimmig so auf der Bühne verzaubert wird, dass auch die Zuschauer am Ball bleiben können, die den Roman nicht gelesen haben. Eine Herausforderung ist das schon, es sieht aber so aus, als sei es gelungen.

Weitere Termine und Karten unter www.schauspiel-stuttgart.de

Einseitige Äußerungen

Kulturstaatsministerin Claudia Roth will Israelkritik bei Berlinale-Finale aufarbeiten

BERLIN (dpa) - Nach den Reaktionen auf israelkritische Äußerungen während der Abschlussgala der Berlinale hat Kulturstaatsministerin Claudia Roth eine Untersuchung der Vorfälle angekündigt. „Gemeinsam mit dem Regierenden Bürgermeister von Berlin, Kai Wegner, und dem Berliner Senat, die mit uns die Verantwortung für die Berlinale tragen, werden wir nun die Vorkommnisse bei der Bärenverleihung aufarbeiten“, sagte die Grünen-Politikerin am Montag. Es solle untersucht werden, wie die Berlinale ihrem Anspruch, ein Ort für Vielfalt, unterschiedliche Perspektiven und Dialog zu sein, gerecht geworden sei oder nicht. Dabei will Roth

auch klären, „wie zukünftig sichergestellt werden kann, dass die Berlinale ein Ort ist, der frei ist von Hass, Hetze, Antisemitismus, Rassismus, Muslimefeindlichkeit und jeder Form von Menschenfeindlichkeit“.

Während der Gala am Samstagabend war der Nahostkonflikt mehrfach thematisiert worden. Zahlreiche Mitglieder aus Jurys sowie Preisträgerinnen und Preisträger forderten verbal oder mit Anstechern einen Waffenstillstand im Gaza-Krieg. Der US-amerikanische Regisseur Ben Russell sprach am Ende seiner Dankesrede für eine Auszeichnung von einem Genozid, einem Völkermord. Die Äußerungen

stießen anschließend auf Kritik und Empörung. „Die Statements bei der Bärenverleihung der Berlinale am Samstagabend waren erschreckend einseitig und von einem tiefgehenden Israel-Hass geprägt“, sagte Roth. „Es ist nicht akzeptabel, wenn an einem solchen Abend von den internationalen Filmschaffenden nicht der bestialische Terrorangriff der Hamas auf über tausend friedlich lebende und auch bei einem Festival feiernde Menschen und deren grausame Ermordung angesprochen wird und auch kein Wort zu den noch mehr als 130 Geiseln verloren wird, die immer noch in der Gewalt der Hamas sind.“ Auch die menschenverachtende Strategie

der Hamas, die für das Leid der Zivilbevölkerung in Gaza mitverantwortlich ist, sei nicht benannt worden. „So bei einem internationalen Filmfestival aufzutreten, hilft niemandem, ganz bestimmt auch nicht der Zivilbevölkerung in Gaza.“ Die Terrorattake der Hamas und das Leid der Geiseln sei nur von der Festivalchefin Mariette Rissenbeck klar und deutlich angesprochen worden. „Das reicht aber nicht“, sagte Roth.

Sie kündigte ein Gespräch ihres Hauses mit dem scheidenden Leitungsduo aus Rissenbeck und Carlo Chatrrian an. Zudem sei sie im Gespräch mit der künftigen Intendantin Tricia Tuttle, die im April ins Amt kommt.

Mitreibend, sinnlich, begeisternd

Der virtuose Geiger Daniel Hope und das Zürcher Kammerorchester gastieren in Friedrichshafen

Von Katharina von Glasenapp

FRIEDRICHSHAFEN - Am Schluss riss es die begeisterten Hörerinnen und Hörer im fast ausverkauften Graf-Zeppelin-Haus von den Sitzen: Über gut zwei Stunden hatten der Geiger Daniel Hope und das Zürcher Kammerorchester (ZKO), dessen Music Director er seit 2016 ist, das Publikum auf eine sprühend fantasievolle Reise durch die Welt des Tanzes genommen. Angefangen vom elektrisierend wirbelnden „Tanz der Furien“ aus Glucks Oper „Orfeo ed Euridice“ und dem archaischen „Lamento di Tristano“ aus dem 14. Jahrhundert führten die Tänze durch Europa und nach Nord- und Südamerika. Was sich zunächst wie eine wilde Mischung von Ländern, Zeiten und Stilen las, wurde durch den traditionsreichen Schweizer Klangkörper und natürlich durch seinen charismatischen Leiter zu einem höchst facettenreichen Ganzen verschmolzen. Das Konzert im GZH war der Abschluss einer zweiwöchigen Deutschlandtournee, die zugehörige Doppel-CD „Dance“ fand in der Pause und nach dem Konzert reißenden Absatz und wurde von Daniel Hope auch noch signiert.

Das „Dance“ ein Herzensprojekt des Künstlers ist, das ihn schon seit 20 Jahren beschäftigt und während der Corona-Lockdowns ausgefeilt wurde, glaubt man ihm sofort: Denn der in Südafrika geborene, in England aufgewachsene Musiker mit irischen und deutsch-jüdischen Wurzeln, der als Kind von seinem „musikalischen Großvater“ Yehudi Menuhin geprägt wurde und heute in Berlin lebt, ist ein ebenso polyglotter wie leidenschaftlicher Musikvermittler. So nimmt er sein Publikum mit auf die Wanderschaft durch Zeiten und Länder, vermittelt kulturpolitische und musikgeschichtliche Aspekte, öffnet Ohren und Herzen: Etwa für das Wirken der Spanier und Portugiesen in Mexiko, wo die Sinnlichkeit

des Fandango-Tanzes die katholischen Priester erschreckte und der Tanz, zurück in Europa, nur in einer gemäßigteren Form weiter bestehen durfte. Vom tanzbegeisterten Mozart, dessen Rondo KV 269 er in einem feinen Dialog mit dem ZKO musiziert, über die Deutschen Tänze von Schubert mit ihrer differenzierten Gestaltung führt die Reise nach Südfrankreich zu Bizets „Farandole“, die der Trommler mit herzhaftem Puls anleitet.

Daniel Hopes kundige Moderation ist getragen von der Liebe zur Musik, zur Geschichte, auch zu den unterschiedlichen politischen Hintergründen, die dem Künstler, Autor und Menschenfreund so am Herzen liegen. Als „Primus inter Pares“ leitet er mit dem warm leuchtenden Ton seiner Guarneri-Geige das so wunderbar miteinander kommunizierende Zürcher Kammerorchester, das mit seinen leuchtend roten Akzenten im schwarzen Konzertoutfit fast optisch hervorsteht, vom ersten Pult aus. Bei den sparsam gesetzten Solostücken, etwa dem unheimlichen „Danse macabre“ von Saint-Saens, übernimmt der langjährige Konzertmeister des ZKO, Willi Zimmermann, die Führung.

Besondere Ehre wird dem Bratschisten Pierre Trissonnier zuteil, der an diesem Abend sein letztes Konzert nach „38 Jahren im Dienst der Musik“ gibt und in einer ausgedehnten Improvisation in „Odessa Bulgar“, der Liebeserklärung an die ukrainische Stadt Odessa, glänzen darf. Das ZKO vereint Individuen wie den selbstverliebten Solocellisten, den agilen Perkussionisten, den Gitarristen, der bei Bedarf von der zierlichen Barockgitarre zur E-Gitarre wechselt, die präzise Stimmführerin der zweiten Geigen oder die mit ihrem Instrument tanzende Kontrabassistin. Gemeinsam tanzen, stürmen, tänzeln, kreisen sie durch Volks- und Hoftänze, klassisches Ballett und argentinischen Tango: Mitreibend, sinnlich, begeisternd!



Der Stargeiger Daniel Hope.

FOTO: MICHAELA RIHOVA/IMAGO

Kurz berichtet

Cornelia Hecht-Zeiler übernimmt Leitung des Hauses der Geschichte

STUTTGART (dpa) - Stabwechsel im Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Nach einer 20-jährigen Mitarbeit im Team des Stuttgarter Museums übernimmt Cornelia Hecht-Zeiler (Foto: dpa) die Leitung des Hauses. Die amtierende Direktorin Paula Lutum-Lenger, die das Museum seit 2018 führt, tritt Ende März in den Ruhestand, wie das baden-württembergische Kunstministerium am Montag mitteilte. Hecht-Zeiler leitet seit 2020 die Ausstellungsorte des Hauses der Geschichte, sie ist auch für die Inhalte des Museums zur Geschichte von Christen und Juden in Laupheim zuständig. Zuletzt betreute sie die Wiedereröffnung der Stauffenberg-Erinnerungsstätte in Stuttgart. Die promovierte Historikerin ist seit 2003 beim Haus der Geschichte beschäftigt.

